

PSYCHOLOGIE HEUTE

GESUNDHEIT

Selbstschutz

Ob Menschen solidarisch und kooperativ sind, spielt bei der Einhaltung der Coronaschutzmaßnahmen kaum eine Rolle.

VON SUSANNE ACKERMANN

 25. NOV 2020

Selbstschutz ist laut einer Studie das wichtigste Motiv dafür, während der Pandemie Abstand zu halten, Masken zu tragen und zu lüften. Zugleich spielen offenbar persönliche Erfahrungen mit der Erkrankung eine Rolle: Befragte, die erlebt hatten, dass sich eine Person von Covid-19 erholt hatte, schützten sich seltener als Versuchsteilnehmerinnen und -teilnehmer, die jemanden kannten, der oder die verstorben war. Dies stellten eine Psychologin und zwei Psychologen in zwei Studien fest. Die Forscherinnen berichten, dass die Probandinnen und Probanden alle eine prosoziale und kooperative Einstellung hatten – einen Zusammenhang dieser Haltung damit, wie gut sie sich schützten, fanden die Forscher jedoch nicht. Offenbar gehe es auch kooperativen und sozialen Menschen in einer Pandemie zuvorderst um den Selbstschutz, folgern die Autoren.

Die Psychologin und die Psychologen befragten Versuchspersonen zu Beginn des Lockdowns im Frühjahr und in der zweiten Studie nach dem Aufheben des Lockdowns. Für die zweite Studie waren zum Teil dieselben Frauen und Männer befragt worden wie für die erste. Die Ergebnisse lassen laut der Autorin darauf schließen, dass der Entscheidung für den

Umgang mit den Schutzmaßnahmen klassische Risikoabwägungen zugrunde liegen: Bevor sie sich für ein riskantes Verhalten entscheiden, wägen Menschen ab, welchen Nutzen sie haben und wie hoch die eventuellen Kosten des Verhaltens sein könnten.

Falsche Schlüsse

Die Psychologin und die Psychologen weisen darauf hin, dass die Befragten vermutlich irrtümliche Schlussfolgerungen zogen: Da der erste Lockdown in Deutschland die Infektionszahlen deutlich senkte, glaubten wohl viele, das Virus sei in Wirklichkeit gar nicht so ansteckend. Es sei daher sehr wichtig zu kommunizieren, dass es die Einhaltung der Schutzmaßnahmen von sehr vielen war, die die Zahlen gedrückt hatte. Nach einer individuellen Erfahrung wie dem Tod einer Person werde ein deutlich höheres Risiko wahrgenommen, aber wer erlebt hatte, dass sich im eigenen Umfeld jemand von der Erkrankung erholt hatte, hielt die Gefahr für gering. Die Forscherinnen empfehlen, in der Kommunikation eben nicht nur auf neutrale Statistik und Zahlen zu setzen, sondern auch Geschichten von Covid-19-Betroffenen zu erzählen.

Johannes Leder u. a.: Social value orientation, subjective effectiveness, perceived cost, and the use of protective measures during the COVID-19 pandemic in Germany. Comprehensive results in Social Psychology, 2020. DOI: 10.1080/23743603.2020.1828850

DIE REDAKTION EMPFIEHLT

Toxische Beziehung

Wenn der Partner sich immer öfter abwertend verhält, stellt sich die Frage, wie man Liebe wieder ins Gleichgewicht bringt – oder hinter sich lässt.

BEZIEHUNG

Und wenn ich ihn nun doch nicht liebe?

Zweifel an der eigenen Beziehung sind eine große Belastung – für den Partner und insbesondere den Betroffenen.

FAMILIE

„Die Covidkrise wirkt komplexer als Tschernobyl“

Wie reagieren Kinder und Jugendliche auf Corona? Im Interview spricht eine Expertin über typische Symptome – zum Beispiel Zwänge.

MEISTGELESEN

1 GESUNDHEIT

Das Verhaltensimmunsystem

Menschen, die wir kennen oder mögen, unterstellen wir ein geringeres Infektionsrisiko als Fremden und unsympathischen Personen.

2 BEZIEHUNG

Die Angst, dass das Geheimnis auffliegt

Eine neue Studie hat untersucht, wie sich ein Geheimnis in der Partnerschaft auf die Zufriedenheit des Schweigenden auswirkt.

3 BERUF

Sagen Sie mal, Frau Lins: Wie gelingt es, in einer Therapie gut über Sex zu sprechen?

In Psychotherapien wird häufig über sehr schwere Themen gesprochen.
Warum nicht häufiger über Sex?